







Wissenschaft, Kunst und Theater.

Das Euphratland. Peter Durbin wird von 16. d. Mts. genehmigt. Karl Peters kehrt mit dem Kommando...

Gerechtigkeitszeitung.

Berlin, 18. Nov. Staatsminister Graf Bismarck...

Beobachtungen der Meteorologischen Station Halle a. S.

Table with columns for date (18. November, 20. November), barometer, thermometer, wind direction, etc.

Mittags- und Nachttemperaturen am 19. und 20. Nov. ...

Wetter-Vorhersagen auf Grund der Berichte der deutschen Stationen in Hamburg.

Freitag, 21. Nov.: Weißt zu regnen und trüb bei kälterer Temperatur.

Wasserstände.

Table showing water levels for various locations like Halle, Mühlentropf, etc., with dates and changes.

\*) Beobachtet in der Mittagszeit nach amtlichen Depeschen der Königl. Meteor.-Verwaltung.

Börsen- und Handelstheil.

Hamburg, 18. Nov. Bericht der Notizungs-Kommission. Der Schweinemarkt am dem Viehof...

alt. 48-49; h. (Käfer) 42; c. (Käfer) 43-47; d. gering...

Tages-Marktbörsen.

Central-Stelle der Preussischen Landwirtschafts-Vereine.

Table with columns for location (e.g., Alstermarkt, Mittelmarkt), price, and quantity.

Nach privater Ermittlung.

Table listing prices for various goods like wheat, flour, and oil.

Wagdeburger Handelsbericht vom 18. Nov. 1899.

Wagdeburger Handelsbericht vom 18. Nov. 1899. (Mittheilung) Gebarrie Cigarettenfabrik...

Amsterd., 18. Nov. (Anfangsbericht.) Weizen mittel...

Wochen- und Monatsberichte.

Wochen- und Monatsberichte. Amsterd., 18. Nov. (Anfangsbericht.) Weizen mittel...



(Nachdruck verboten.)  
**Dem Gode entronnen.**

Vaus dem Englischen von G. A. Hentz.  
Frei übertragen von S. Gerhardt.  
(Schluß.)

Freilich, mein Freund hatte nicht bedacht, daß eine Drohung für die ebenso stolzen als tapferen Zulus nur eine Herausforderung ist. Doch zu unserm Erstaunen fuhr der Häuptling fort:

„Ich will Euer Blut nicht vergießen. Der Inkosi (König oder Oberhäuptling aller Zulus) soll sein Urtheil über Euer Schicksal sprechen.“ Dann rief er einige jüngere Krieger heran und sagte zu denselben:

„Führt diese Gefangenen zum Inkosi und sagt ihm, daß sie von meinen Kriegern auf dem Rachezuge gegen die Buren gefangen, an den Frevelthaten der Buren aber unschuldig sind. Dieser hier,“ fuhr er, auf mich zeigend, fort, „ist ohnehin ein Engländer, und wenn wir ihn tödten, fordern wie die Blutrache seines Volkes heraus.“

Wir dankten dem alten Häuptling für seine Menschenfreundlichkeit, aber der Alte sagte düster: „Vielleicht entgeht der Engländer dem Tode, der Bur aber nicht.“

Wir wurden fortgeführt. In Silmarischen, die unsere Kräfte auf das Aeußerste erschöpften, ging es durch unwegsame Wildnisse. Die jungen Zukrieger, heißblütig und hitzköpfig und erregt über das von anderen Weißen vergossene Blut, behandelten uns roh und grausam, Biet, der als Bur nur selten zu Fuß ging, sondern stets zu Pferde saß, konnte den rüstigen Kriegern kaum folgen; mit Asagaisstichen trieben sie ihn vorwärts. Ich war an solche Fußtouren gewöhnt. Endlich gelangten wir nach einem größeren Kraal der Zulus. Mein Freund, der das Land sowohl wie die Sprache der Zulus kannte, hatte längst bemerkt, daß unsere Wächter uns nicht nach dem Siege des Inkosi, sondern, dem Befehl des alten Häuptlings entgegen, nach ganz anderen Gegenden führten, und was uns bevorstand, hatte mein Freund aus Aeußerungen unserer grausamen Wächter entnommen. In dem Kraal führten unsere bisherigen Begleiter eine geheime Unterredung mit einigen älteren Häuptlingen. Dieselben blickten uns mit finsternen, Unheil verkündenden Mienen an, dann gab der älteste Häuptling, durch die Einflüsterung der heißblütigen jungen Krieger gegen uns eingenommen, einige kurze Befehle. Wir wurden in eine Hütte geführt, Biet würde noch fester an Händen und Füßen gefesselt, mir dagegen alle Fesseln abgenommen. Dann wurde uns körperliche Nahrung gereicht, und als die Nacht anbrach, traten vier grimmig aussehende Zukrieger, mit Dolch, Schild und Asagai bewaffnet, in das Zelt, begleitet von einem alten Häuptling.

„Ihr seid dem Tode verfallen,“ sagte der Häuptling barsch, „aber Dich, den Engländer, wollen wir begnadigen, doch Du bleibst unser Gefangener, denn Du hast zu viel hier gesehen, als daß wir Dich zurückkehren lassen könnten. Der Bur stirbt und hat die Sonne heut zum letzten Mal gesehen. Die Asagai ist geschliffen, die sein Herz durchbohrt!“

Wir Beide waren tief entmutigt, fühlten uns auch körperlich sehr geschwächt. Da ich indessen wenigstens Hände und Füße frei hatte und meines Lebens — wenigstens augenblicklich — sicher war, so kehrte mir zuerst der Muth wieder, und mich erinnernd, daß der Kaffer, wenn nicht gerade gereizt, ein fideles, gutmüthiger Mensch ist, faßte ich einen Plan. Ich knüpfte ein Gevräch mit unsern Wächtern an, und

nach einigen Scherzen, die ich in schlechtem, mit Ausdrücken der Zuluphrase untermischtem Holländisch zum Besten gab, fingen die erst so finsternen Krieger herzlichs an zu lachen. Dieser Erfolg gab mir Muth, und nun erinnerte ich mich, daß ich in meinem, damals in der Farm rasch umgeworfenen Mantel noch eine gute Quantität alten schweren schottischen Whiskey mit mir führte. Der Kaffer liebt herausfordernde Getränke über Alles. Ich zögerte daher nicht, meinen Wächtern den Feuertrank anzubieten. Freudig griffen sie zu, und die Wirkung des sehr schweren Getränks blieb nicht aus. Bald lagen die vier Krieger in tiefem, bleiernem Schlaf am Boden und waren wehrlos in unserer Hand. Sollte ich sie tödten? — Nein, das widerspreche mir. Die Kerle, die ja gegen uns ganz gemüthlich gewesen, sollten wahrlich nicht für unsere Leiden büßen, waren ja auch bereits unschädlich. Leise erhob ich mich und schlich vor die Thür der Hütte. Da stand noch ein Wächter, fast noch ein Knabe, in unruhigem Halbschlummer an die Wand der Hütte gelehnt. Der Mensch war gefährlich, denn wenn er das Dorf alarmirte, waren wir verloren. Ich schlich leise in die Hütte zurück und nahm einem fest schlafenden Zulu sein Dolchmesser fort, mit dem ich die Fesseln meines Freundes Biet durchschnitt. Der Mann war rein toll vor Freude, und ich hatte Mühe, ihn von lauten Ausbrüchen seiner Gefühle zurückzuhalten. Mit kurzen, leisen Worten sagte ich ihm, was geschehen mußte. Er verstand mich, und leise schlichen wir wieder dem Ausgang zu. Der junge Zulu, der am Eingang als Wächter stand, schlief sanft. Wie ein Tiger sprangen wir zu gleicher Zeit auf ihn zu, und ehe er einen Schrei ausstoßen konnte, drückte ich ihm die Kehle so fest zuammen, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten, während Biet ihm die Füße fesselte und die Hände auf dem Rücken festband. Nachdem ich dem Burischen noch einen Knebel in den Mund gesteckt, traten wir in die Hütte zurück. Die älteren Krieger schliefen noch fest, als ob sie todt wären. Einen Augenblick standen wir rathlos da, denn wenn wir auch frei waren, wie sollten wir ungehindert und sicher durch das Kafferngebiet gelangen, in dem es jetzt von wild erregten, rachedürstigen, wachsamem Kriegerchaaren wimmelte? Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Von dem halb niedergebrannten Wachtfeuer vor der Hütte holte ich schnell einige verkohlte Holzstücke, und mit diesen und dem Fett, das ich aus der elend brennenden Hüttenlampe entnahm, färbte ich mir und Biet Gesicht, Hals Hände und Arme schwarz. Dann warfen wir einen Theil unserer Kleider ab und ließen dieselben in dem Wachtfeuer verbrennen, um den Kaffern nicht zu verrathen, was wir vorgenommen. Da die Zulus, schwer betrunken, fest schliefen, war es leicht, ihnen ihre Karos (Fellmäntel) und ihren phantastischen Feder-Kopfschmuck, sowie ihre Waffen, Asagai, Dolchmesser und Schilde zu nehmen. So verkleideten wir uns so täuschend als Kaffern, daß selbst ein Zulu uns für seine Stammesgenossen gehalten hätte. Was sollte aber aus dem jungen Thürwächter werden? Er war uns gefährlich, weil er, später von seinen Stammesgenossen befreit, verrathen konnte, in welcher Verkleidung wir entflohen waren. Tödten wollten wir aber den jungen Menschen, der uns nie etwas gethan, auch nicht. Rasch entschlossen — denn Eile war nöthig — ergriffen wir ihn, und leise durch das gänzlich stille Dorf schleichend, nahmen wir ihn mit uns. Draußen im Walde, weit vom Dorfe entfernt, legte wir ihn nieder. Der arme Junge sah uns an mit einem B.A., in dem sich Drog und Angst mischte. Er hatte wohl den Tod erwartet.

„Dürsche,“ sagte Piet in geläufiger Zulusprache, „Dein Leben ist in unsrer Hand. Wirst Du Dich dankbar erweisen, wenn wir Dir das Leben schenken?“ „Ja, Baas (Herr),“ erwiderte der jetzt vom Knebel befreite Zulu, und in seinen großen treuherrigen Augen konnte man lesen, daß seine Worte aus einem aufrichtigen, dankbaren Herzen kamen, „ich will's Euch danken und Euch nicht verrathen.“ Der Junge hatte begriffen, was wir meinten. Piet fuhr fort:

„Gut, ich will Dir glauben und Dir das Leben lassen, Dir auch den Knebel nicht wieder in den Mund stecken. Du bleibst hier liegen; Gefahr droht Dir nicht, denn die feigen Raubthiere kommen nicht so nahe an den Kraal. Willst Du mir versprechen, vor vier Stunden keinen Laut von Dir zu geben?“

„Ja, Baas,“ sagte der junge Zulu, fast noch ein Knabe; „aber,“ fuhr er fort, „die alten erfahrenen Krieger und die Häuptlinge sehen es doch an den Spuren, was hier geschehen ist, und sie wissen dann, daß ich sie wecken konnte durch meinen Ruf. O, dann erschlagen mich die Häuptlinge. Bitte, nehmt mich mit, ich will Euch treu dienen! Hier kann ich nicht bleiben!“

Wir Beide blickten in das offene, treuherrige Gesicht des jungen Zulu, wechselten einen Blick des Einverständnisses und rasch durchschnitt ich die Fesseln des Gefangenen.

„Zum komm,“ sagte ich, „und zeige, daß Du wirklich treu und ehrlich bist.“ „Seid ohne Sorge, Baas,“ erwiderte der junge Wilde, „ein Zulu lügt nicht und vergißt empfangene Wohlthat so wenig wie erklittenes Unrecht. Jetzt gehöre ich Euch mit Leib und Seele.“

Wir hatten es nicht zu bereuen, dem jungen Burschen das Leben geschenkt zu haben. Er diente uns, mit der Wildniß vertraut und alle Kaffernkraale, deren Lage nur ihm bekannt war, sorgfältig meidend, als zuverlässiger Führer, sodas wir leichter, sicherer und schneller, als wir es trotz unserer Verkleidung vermocht, das Burenland erreichten und nach Piet Utets Farm gelangten.

Erlaß es mir, das Wiedersehen zwischen Piet und seiner Gattin zu schildern, denn dafür hat die Sprache keine Worte.

Nun, Piet ist eine edle, dankbare Seele. Obwohl ich nicht mehr gethan, als Freundespflicht erfüllt, indem ich, mich selbst befreiend, ihn von dem sicheren Tode im Kraal der Zulus rettete, schwur er, mich nie wieder von sich zu lassen, machte mich zum Theilhaber seiner Farm und sagte, damit das Anerbieten für mich nicht demüthigend sein sollte, er brauchte einen Minen-Ingenieur, um die Mineralschätze seiner ausgedehnten Besitzungen auszubenten. Das habe ich ja freilich auch gethan und arbeite seitdem mit ihm zusammen auf seiner Farm und der junge Zulu ist heut' noch bei uns als unser treuester Gehilfe, Wächter, Jäger,hirt und Pfadfinder.“

(Nachdruck verboten.)

## Wie wird sich der kommende Winter gestalten?

### Eine meteorologische Betrachtung.

Von Dr. Gustav Wetters.

Prophezeien ist eine schwierige und meistens auch eine recht undankbare Aufgabe. Das ist eine Erkenntnis, welcher sich schon der Evangelist Matthäus nicht verschließen konnte, als er die Thatfache des schönsten Undankes der Welt in die Worte zusammenfaßte: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ In einem Punkte aber wird vor aller Welt darauf losprophezeit, als ob jeder die untrügliche Gabe des Blickes in die Zukunft besäße — nämlich in puncto des kommenden Wetters, denn da hat fast jeder sein untrügliches Rezept: der Jäger das Benehmen des Wildes, der Förster und Landmann seine Wahrnehmungen an der Vegetation in Wald und Feld und noch andere orakeln gar aus den Schmerzen in der gichtischen Zehe oder dem Kaffeesatz, und schließlich kommt Jupiter pluvius und macht die Sache ganz anders. Natürlich hat nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auch immer ein gewisser Theil unserer wettermachenden Mitbrüder mit ihren Voraussetzungen recht, und wenn sie ein klein wenig Glück haben, entwickeln sie sich je nach ihrer Lebenslage, Verkehrskreis und Mundwerk zu mehr oder minder großen Wetterkapazitäten vom Schläge des Schäfer Thomas bis zum auch nicht unfehlbaren Falb.

Indes muß billiger Weise zugestanden werden, daß in einer Zeit, wo täglich hunderttausende in den Zeitungen die Wetterberichte und die graphischen Darstellungen des Fortschreitens der barometrischen Maxima und Minima studiren, das Interesse des Publikums an der Gestaltung des kommenden Wetters seine volle Berechtigung hat, und zwar umfomehr dann, wenn es sich um den voraussichtlichen Wettercharakter einer ganzen Jahreszeit handelt. Die letzten Jahre insbesondere haben in klimatischer Hinsicht übrigens so viel Abnormes geboten: milde Winter, fühle, regnerische, an Hochwasserkatastrophen reiche Sommer u. s. w., daß man schließlich darauf gefaßt ist, daß auch diesmal der Wettergott recht launenhaft schalten und walten könnte.

Im allgemeinen ist unter Laien jetzt die Meinung verbreitet, daß unsere Winter milder werden. Fragt man aber nach den Gründen, so wird die Antwort schuldig geblieben, und das Auftreten mehrerer warmer Winter ist es allein, welches zu dem Glauben einer beträchtlichen, anhaltenden klimatischen Veränderung verführt, ebenso wie mehrere auf einander folgende ungewöhnlich harte Winter sofort den Glauben hervorrufen, daß wir einer neuen Eiszeit entgegengehen.

Letzteres ist nun in einem gewissen Sinne zwar richtig; denn es ist eine unanfechtbare, astronomische Thatfache, daß der Winter der nördlichen Erdhälfte, welcher im Vergleiche zu jenem der südlichen Erdhälfte als warm bezeichnet werden muß, seine höhere Temperatur nur dem Umstande verdankt, daß gegenwärtig der Zeitpunkt, in welchem der Erdball der Sonne am nächsten ist, auf den Winter und zwar auf den 1. Januar fällt; dieser Zeitpunkt der größten Sonnennähe verschiebt sich aber allmählich und durchläuft in ungefähr 25 000 Jahren das ganze Jahr, sodas in 10 000 Jahren der Zeitpunkt der größten Sonnennähe auf Ende Juni, also die Zeit der längsten Tage, fallen wird, während um Weihnachten herum der Erdball sich in Sonnenerne befinden wird. Daraus folgt aber, daß in jener fernen Zukunft die südliche Erdhälfte sich unserer jetzigen klimatischen Verhältnisse erfreuen wird, während in unseren nördlichen Gegenden ein strenger langer Winter und ein kurzer heißer Sommer vorherrschend ist, welche vielleicht das Hereinbrechen einer neuen Eiszeit mit gewaltiger Vergleichsenergie für das nördliche Europa zur Folge haben werden.

Klimatische Schwankungen, welche von einem bis zum anderen Extrem über 12 000 Jahre brauchen, können sich aber unmöglich binnen wenigen Jahren fühlbar machen; zudem steht das Auftreten mehrerer ungewöhnlich warmer Winter in der letzten Zeit in direktem Gegensatz zu der aus den astronomischen Eigenthümlichkeiten der Erdbahn für eine ferne Zukunft mit Sicherheit vorauszusetzenden Abkühlung der nördlichen Erdhälfte. Die Ursachen der Abnormitäten müssen also anderswo liegen.

Man hat nun in den letzten Jahren mit Sicherheit nachgewiesen, daß der Charakter unseres mitteleuropäischen Wetters in hohem Grade von dem mehr oder minder häufigen Auftreten von Eisbergen im Atlantischen Ozean abhängt, welche mit der kalten arktischen Strömung zu Tausenden vom Beginne des Sommers an bis tief in den Spätherbst und Winter hinein gegen Süden hinuntertreiben und in verschiedenen Jahren sehr verschieden zahlreich auftreten. Damit ist aber die Frage nach der Ursache unserer jetzigen wärmeren Winter noch nicht beantwortet, sondern nur in die andere Frage umgeformt, warum in den letzten Jahren die Eistrift im nördlichen Atlantischen Ozean eine so ungewöhnlich schwache gewesen ist.

Eine große Anzahl von Beobachtungen deutet nun darauf hin, daß der Grund hierzu in kosmischen Verhältnissen zu suchen ist, welche von weit außerhalb des Erdballs her auf unser Klima einwirken, nämlich in periodischen Vorgängen auf der Sonne, die wahrscheinlich sehr mannigfaltiger Natur sind, von denen wir aber wenigstens einen sehr wichtigen genauer kennen, nämlich das periodische Auftreten der Sonnenflecken. Wie tief eingreifend die Bildung von Sonnenflecken, welche oft im Verlaufe von wenigen Stunden in großem Umfange auf der Oberfläche unseres Tagesgestirns entstehen, für die irdische Witterung ist, beweist die Thatfache, daß das Erscheinen einiger größeren binnen längstens 24 Stunden die Bildung von Cirruswolken nach sich zieht, welche regelmäßig die Einleitung zu einem Witterungsumschwung sind. Auf den ersten Blick scheint dieser Zusammenhang zweier Erscheinungen, welche sich auf durch einen Zwischenraum von 20 Millionen deutschen Meilen getrennten Weltkörpern abspielen, räthselhaft und wunderbar. Das Verständniß hierfür geht aber sofort auf, wenn man berücksichtigt, daß alle diese gewaltigen Revolutionen auf der Sonne von elektrischen Stürmen begleitet sind, welche ihre Wellen mit der

Geschwindigkeit des Lichtes in den Weltraum hinausenden. In demselben Moment, wo der Astronom durch sein Fernrohr eine oft bis zur Höhe von mehreren hunderttausend Kilometern aufsteigende Sonnenfackel beobachtet, zeigt ihm auch die Magnetnadel durch ihre stürmischen Schwankungen an, daß eine von dem glühenden Sonnenball ausgehende elektrische Welle die Erde erreicht hat, in deren höchstwahrscheinlich aus Eisen oder dem Eisen nahe verwandten Metallen bestehenden Kerne nun durch Anflusung gewaltige magnetische Strömungen entstehen. Diese wirken nun ihrerseits wieder auf die Luftpolarität, welche von einschneidender Wirkung auf den Gang der Witterung ist, und so ist es sehr begreiflich, daß das häufige Auftreten von Sonnenflecken durch längere Zeit ebenso lange auch unser Klima auf das entschiedenste beeinflussen muß.

Es ist nun schon seit mehreren Jahrzehnten bekannt, daß die Maxima der Sonnenflecken eine Periode von etwa 12 bis 14 Jahren innehalten und zwar so, daß eine Häufung derselben meistens schon im zehnten Jahre eintritt, im elften Jahre den höchsten Betrag erreicht und auch noch bis weit in das zwölfte Jahr hineinreicht.

Es ist daher mehr als Zufall, daß seit fast 200 Jahren — soweit reichen nämlich zuverlässige Aufzeichnungen zurück, welche sich auf thermometrische Beobachtungen und nicht auf das Gedächtniß der oft citirten ältesten Leute gründen — je um das 11. Jahr herum in Gruppen von zweien oder dreien auffällig warme Winter häufen, während in den Zwischenräumen Jahre liegen, deren Winter den gewohnten kalten kontinentalen Charakter haben. Natürlich schiebt sich zuweilen in den Zwischenräumen von 9 bis 10 Jahren auch häufig ein kalter Winter ein, über dessen Ursachen wir noch vollkommen im Unklaren sind. Im allgemeinen kehren aber die Wärmeperioden mit großer Regelmäßigkeit wieder, wie die nachstehende Tabelle der warmen Winter beweist, welche so zu lesen ist, daß jedesmal der Winter von der angeführten Jahreszahl zu der nächstfolgenden zu verstehen ist: 1771, 1772, 1773—1778—1787, 1788, 1789—1794—1805, 1806, 1807—1821, 1822, 1823—1832, 1833, 1834—1843, 1844, 1845—1850—1865—1877, 1878—1883, 1884—1897, 1898 zu 1899.

Nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit dürfte demnach auch unser diesjähriger Winter von 1899 zu 1900 einen wärmeren Charakter haben, wenn seine Temperatur vielleicht auch nicht so außergewöhnlich warm sein sollte, wie die seiner beiden Vorgänger.

Diese Prognose gewinnt an Wahrscheinlichkeit noch durch den Umstand, daß nach einer ebenfalls fast zwei Jahrhunderte alten Erfahrung das Volksprüchwort „kalter Sommer, warmer Winter und umgekehrt“ keineswegs sich bewahrheitet, sondern daß auf einen recht heißen Sommer gewöhnlich auch ein milder Winter folgt. In diesem Jahre zeichnete sich nun zwar das Frühjahr absolut nicht durch Wärme aus. Von der zweiten Hälfte des Jahres angefangen bildete sich aber im Vergleich zu gewöhnlichen Sommern ein derartiger Wärmeüberschuß heraus, daß der September den Charakter des August, und der Oktober jenen des September annahm. Wir treten daher mit einem derartigen Wärmeverroth der oberen Erdschichten in den Winter ein, daß jener schon aus diesem Grunde mindestens in seiner ersten Hälfte sich mehrere Temperaturgrade über dem Durchschnitt bewegen dürfte.

Interessant, wenn auch nur in indirektem Zusammenhang mit unserem Thema stehend, ist übrigens die Wahrnehmung, daß seit Mitte unseres Jahrhunderts eine Häufung warmer Winter auch außerhalb der Perioden der Sonnenflecken stattgefunden hat. Wahrscheinlich steht dieser Umstand in Zusammenhang mit der auffälligen Thatsache, daß seit jener Zeit auch die Gewitter und die Blitzgefahr sich für Mitteleuropa außerordentlich vermehrt haben.

Das den Schlittschuhsport liebende junge Volk wird freilich mit der Aussicht auf einen warmen Winter nicht zufrieden sein. Die Allgemeinheit aber zieht aus warmem Winterwetter doch so bedeutende Vortheile, daß es nur mit Freude zu begrüßen ist, wenn die raube Jahreszeit sich nicht gar zu grämlich anläßt und das hält, was sie nach ihren beiden letzten Vorgängern verspricht.

### Allerlei.

Eine Burg des deutschen Kaisers schilderte Herr Architekt Robo Eohardt in Berlin in einem Vortrage, den er vor zahlreichen Mitgliedern der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen über seine Forschungen auf der Hohkönigsburg im Elsaß hielt. Diese Besize, eine der größten Westdeutschlands, ist in diesem Jahre dadurch

allgemein bekannt geworden, daß sie der Kaiser im Mai von der Stadt Schleißstadt als Geschenk angenommen und bald darauf besucht und besichtigt hat. Die Hohkönigsburg stammt aus der Mitte des achten Jahrhunderts. Anfangs war sie ein Kloster, kam aber später in die Hände der verschiedensten weltlichen Herren und sah gute und böse Tage. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie nach tapferem Widerstande von den Schweden genommen, zum größten Theil zerstört und dann nicht wieder hergestellt. Im Jahre 1864 gelangte die Hohkönigsburg in den Besitz von Schleißstadt und in diesem Jahre wurde sie, wie bereits erwähnt, dem Kaiser zum Geschenk gemacht, der sich lebhaft für die alte Burg interessirt.

**Kluge Hunde.** Folgendes Beispiel von Hundesklugheit wird aus Graz berichtet: Eine Dogge (eine Rasse, der man nicht besondere Intelligenz zuspricht) stand durch längere Zeit im Grazer Thierhospital in Behandlung und wurde später täglich durch ein Dienstmädchen pünktlich um zehn Uhr Vormittags in das Spital gebracht, da eine große Wunde auf der Brust eine schmerzhaftere längere Behandlung mit täglich erneuertem Verbands erforderte. Eines Tages erschien der große Hund allein vor der Thüre des Ordinationszimmers, wurde wie gewöhnlich verbunden und ging, ohne daß sich Jemand weiter um ihn bekümmert hatte, wieder fort. Am nächsten Tage erschien wieder das Dienstmädchen mit dem Hunde und erzählte, daß man den Hund geitern nicht habe bringen können, weil er um die bestimmte Stunde nicht zu finden gewesen sei, er sei durchgegangen und erst später nach Hause gekommen. Das kluge Thier hatte sich also Ort und Zeit gemerkt und das Spital aus eigenem Antriebe aufgesucht. — Ein anderer in Graz bekannter Fall ist der, daß ein kleines Hündchen, das im Thierhospital geheilt worden war, nach einiger Zeit daselbst mit einem kranken Kameraden erschien, denselben gewissermaßen der ärztlichen Untersuchung und Behandlung empfahl und erst fortging, nachdem man den kranken Hund eingestelt hatte.

**Das älteste Thier Europas.** In der Nähe der ungarischen Gemeinde Borbolda ist, nach einer Nachricht des „Pester Lloyd“, ein vorhinfluthliches Thier von ungewöhnlicher Größe gefunden worden, um dessen Bestimmung der Oedenburger Professor Bella sich bemühte. Das Thier erhielt von Professor Bella folgende Beschreibung: „Der Hund von Borbolda ist ein Walthier, dessen Länge acht Meter beträgt. Nach der Erdschicht zu urtheilen, in welcher er gemacht wurde, ist das Thier das älteste der in Europa bisher gefundenen; es übertrifft an Alter und Größe die beiden bekannten, in Antwerpen und Bologna verwahrten und ist in Oesterreich jedenfalls einzig. Bis zum Eintreffen der Budapester Geologen habe ich die Bergung des Hundes verweigert.“

**Im Burenlager.** Wie es in einem Burenlager zugeht, erzählt der Berichterstatter der „Times“, der seiner Zeit dem Kontingent von Pretoria einen Besuch abgestattet hat. Die Einrichtungen in einem Lager der Buren sind wesentlich verschieden von denen eines englischen Militärlagers. Der Hauptunterschied liegt darin, daß die Buren Vieles thun, ohne erst Befehle abzuwarten, ja oft selbst für Proviant sorgen. Die Regierung liefert Felte, Decken, Mäntel, Fourage und Proviant für die, welchen es daran fehlt. Jeder ist in der Auswahl dessen, was er für sich mitbringen will, unbeschränkt. Diese Freiheit gilt auch für Mahlzeiten. Im Pretorialager gab es viele kleine Fische, die sich ihr Leben recht bequem machten. Sie bekamen reichlich Komjerven und frischen Proviant zugesandt und hielten sich Kaffern, die locken und die Pferde besorgen mußten. Man hatte wenig zu thun. Außer einer Parade am Geburtstage des Präsidenten — und auch die war nicht einmal obligatorisch — gab es weder Exercitien noch Feldübungen. Dagegen wurden jede Nacht Posten aufgestellt, und alle zwölf Stunden schickte man berittene Abtheilungen auf Patrouille. Von Disziplin in unserem Sinne war nicht viel die Rede, dafür merkte man umsonst guten Willen und einen gewissen natürlichen Instinkt, das Richtige zu thun. Einmal wurde das Lager abgedrochen und einige Meilen weiter verlegt, wo es frische Weide für die Pferde gab. Das geschah ruhig, ohne jede Ueberstürzung und doch sehr geschwind. Etwa vier Stunden, nachdem der Befehl ertbeilt war, hatte man schon das neue Lager errichtet, und war das Kochen in vollem Gange. Im Gesicht ist die Leitung in den Händen des Kommandanten und der Feldfornets, im Lager tragen die Verantwortlichkeiten für alle Anordnungen die Korporale. Der Korporal prüft die Vorräthe, vertheilt Futter, Proviant und Munition, überwacht den Transport der Bagage, die Errichtung der Zelte, die Einhäudung der Pferde. Das Lager des Pretoria-Kontingents machte seine Zusammenlegung recht interessant. Die eine Hälfte bestand aus unverfälschten Buren, die andere aus Bürgern von Pretoria: Rechtsgelehrten, Kaufleuten, Bramen u. Diese beiden Elemente hatten wenig mit einander gemein. Die Städte waren im Denken, Fühlen und Sprechen mehr englisch. Einige waren geborene Engländer, die sich der Einberufung nicht gut entziehen konnten, andere stammten aus der Kapkolonie. Im Gespräch mit Buren liebte man es, sich des holländischen zu bedienen. Nachts, wenn die Buren endlose Psalmen sangen, unterhielten sich die Städter mit Lustigen und ernsten englischen Liedern. Viele der jungen Leute aus Pretoria waren kräftige, hübsche Burschen, tüchtige Schützen. Aber weder sie noch die holländischen, deutschen und irischen Freischützen bilden die eigentliche Stärke Transvaals im Kriege. Das sind vielmehr die alten Buren vom platten Lande, die 1881 mitgefallen und die schließlich gelernt haben, als noch die weiten Ebenen Südafrikas zahl-

ofes Wild beläbt und die Patronen zu theuer waren, um leicht-  
innig damit umzugehen.

**Die Basutos.** In dem blutigen Kriege, welchen die Buren  
mit den Engländern ausfechten, werden allem Anscheine nach auch  
die Basutos eine Rolle spielen. Als Nachbarn der Buren ist es  
natürlich für die Engländer von der größten Bedeutung, daß sie sich  
neutral verhalten. Ob sich diese Hoffnungen der Söhne Albions er-  
füllen werden, bleibt vorläufig dahin gestellt. Jedenfalls wider-  
sprechen sich bisher die Nachrichten über diesen Punkt. Den Berlinern  
sind übrigens die Basutos kein fremdes Volk. In der Transvaal-  
Ausstellung vor zwei Jahren am Kurfürstendama waren auch  
Basutos vertreten, welche durch ihre geschickt ausgeführten Tänze sehr  
angenehm auftraten. Da dürfte es, zumal die Basutos, wie gesagt,  
demnächst vielleicht in den Krieg eingreifen, von doppeltem Interesse  
sein, etwas Näheres über den Volksstamm zu erfahren. Die Basutos  
stehen unter englischer Oberherrschaft. Sie sind durchaus nicht ein  
Volk ohne jede Kultur und Civilisation. Sie lesen die Bibel, und  
die Kinder der Basutos besuchen Schulen, wo ihnen natürlich die  
Verdienste und der Ruhm der Engländer in jeder Tonart ge-  
predigt werden. Sie sind auch keine Menschenfresser, aber sie hatten  
eine fast noch grausamere und entmensichtere Sitte, ihre Kriegs-  
gefangenen in ein besseres Jenseits zu befördern. Die Armeren  
wurden an den Handgelenken an starke Äste großer Bäume auf-  
gehängt. Die Basutos, mit dem Häuptling an der Spitze, um-  
langten die Opfer und heulten fürchterliche Kriegslieder dazu. Ab  
und zu unterbrach ein entsetzliches Knacken unheimlich den taumeln-  
den Freudengefang. Eines der Opfer hatte das Genick gebrochen!  
Dann wurde ihm mit einer Lanze vollends der Garaus gemacht.  
Dasselbe Schicksal ereilte Denjenigen, welcher vom Baum herunter-  
fiel, entweder weil die Stricke rissen, oder der Ast die Last nicht  
länger tragen konnte. Wenn nun der Kriegsgefang mit dem letzten  
Jerse verflungen war und ein Gefangener noch am Baume hing,  
ohne daß er sich das Genick gebrochen hatte, dann reichte man ihm  
eine Leiter, begrüßte und beglückwünschte ihn kühnlich und nahm  
ihn als gleichartigen und ebenbürtigen Stammesgenossen unter die  
Basutos auf.

**Die erste Röntgen-Photographie des Magens** eines  
lebenden Menschen wurde der Académie de médecine in Paris in der  
letzten Sitzung vorgelegt. Es war, wie wir in der naturwissenschaft-  
lichen Monatschrift „Gaea“ lesen, bisher unmöglich, eine solche zu  
erhalten, da der Magen im Allgemeinen für Röntgenische Strahlen  
durchlässig ist und sich außerdem im Zustande der Nüchternheit hinter  
den benachbarten Organen verbirgt. Man hat allerdings versucht,  
diesem Umstand auf verschiedenen Wegen abzuhelfen, indem man die  
betroffene Person zum Beispiel große Mengen von Seltenerwasser  
trinken ließ oder indem man den Magen in nüchternem Zustande ver-  
mittelst einer Sonde aufblies, bis er seine ganze Größe erreicht hatte.  
Letzteres Verfahren ist natürlich nicht für Jedermann und namentlich  
nicht für einen empfindlichen Kranken geeignet, auf dessen Unter-  
suchung es doch in erster Linie ankommt. Fopeau de Courmelles hat  
sich des schon einmal bei kleinen Thieren angewandten Nüßmittels  
bedient, eine für die Röntgenstrahlen undurchlässige Substanz in  
Gestalt von untercalciumsaurem Bismuth in den Magen einzuführen.  
Er gab einem Patienten nach dem Mittagessen zehn Gramm dieses  
Stoffes, die in Konfituren verborgen waren, zu schlucken und versuchte  
nach etwa halbstündiger Ruhe den Magen des Patienten mit  
Röntgenischen Strahlen aufzunehmen. Nach einem einmaligen Fehls-  
chlag gelang der Versuch, und Courmelles erhielt auf diesem Wege  
die erste Radiographie des Magens von einem lebenden Menschen,  
die bisher überhaupt gewonnen wurde. Die Aufnahme dauerte fünf  
Minuten. Die Umrisse des Magens sind auf dem Bilde freilich noch  
nicht in vollkommen befriedigender Schärfe zu erkennen, aber man  
hofft, daß weitere Versuche die Mängel beseitigen werden. Damit  
wäre der Röntgen-Photographie ein neues Spezialgebiet innerhalb der  
Heilkunde erschlossen, indem sie auch bei der Feststellung von Magen-  
krankheiten gewisser Art ein wichtiges Hilfsmittel werden würde.

**Vom Aberglauben.** Von einem Fall eines „unglücklichen  
Tages“ erstattete unlängst der „Lancet“ auf Grund sorgfältiger  
Untersuchung einen Bericht. Ein Patient hatte sich im Alter von  
10 Jahren seinen rechten Zeigefinger gebrochen. Dies geschah am  
26. August. Als er 13 Jahre alt war, brach er sein linkes Bein  
unter dem Knie bei einem Sturz vom Pferde — gleichfalls am  
26. August. Als er 14 Jahre alt war, brach er beide Knochen des  
linken Vorderarmes, indem er stolperte und mit dem Arm auf die  
Kanten eines Steinestiel — am 26. August. Im folgenden Jahre  
erlitt er am 26. August einen doppelten Bruch des linken Beines;  
er war unter einen Wagen gerathen. Das nächste Jahr, wieder am  
26. August, hatte er doppelte Brüche an beiden Beinen: das rechte  
war so schwer verletzt, daß es amputirt werden mußte. Nach diesem  
Unfall blieb er jedesmal am 26. August im Bett liegen und zwar  
einen Zeitraum von 28 Jahren hindurch; aber im Jahre 1890 ver-  
gah er diese Vorichtsmaßregel und arbeitete wie gewöhnlich und er  
erlitt wieder einen Bruch des linken Beines. Eine englische  
Wochechrift fügt diesen Fall einige andere Beispiele, die auch sehr  
auffällig sind, hinzu. Es trifft sich indessen häufiger, daß ein be-  
stimmter Tag der Woche, an Stelle des bestimmten Datums, für  
ein Individuum, eine Familie oder Dynastie als unglücklichtagend  
gilt. Ein frappantes Beispiel dafür ist in der Geschichte des Hauses

Tudor gegeben. Es war an einem Dienstag, daß Heinrich VII.  
von seiner tödtlichen Krankheit befallen wurde. Es war ebenso  
an einem Dienstag, daß Heinrich VIII. den Tod seines  
jungen und schönen Weibes, Anna Bolynn, beschloß. Und  
Heinrich selbst starb an einem Dienstag, 28. Januar 1547,  
Edward VI. am Dienstag, 6. Juli 1553, Mary am Dienstag,  
7. November 1558, und Elisabeth am Dienstag, 24. März 1603.  
Aus unserer Zeit sind auch ein paar Fälle dieser Art bemerkens-  
werth: Der verlorbene Lord Beaconsfield sah den 19. April, beina-  
he von seiner Kindheit an, als einen Unglückstag für sich und  
sein Haus an. Und an einem 19. April ist er auch gestorben.  
Gladstones Unglückstag war der 8. Juni; an diesem Tage des  
Jahres unternahm er äußerst ungern eine irgendwie wichtige Arbeit;  
an diesem Tage war er auch durch eine Fronie des Schicksals ge-  
zwungen, seine Home Rule Bill einzubringen, die seinen Sturz  
herbeiführte.

### Vom Büchertisch.

— **Alte und neue Alphabete** von L. F. Day ist der Titel  
eines schmucken Bandes, welches auf 224 Seiten in handlichem  
Oktavformat einen reichhaltigen Schriftenatlas bietet. Die Sammlung  
enthält über 150 vollständige Alphabete, alle in praktischer, gleich-  
mäßiger Größe. Etwa hundert Alphabete sind Nachbildungen alter  
Schriften aus früher historischer Zeit — in chronologischer Anordnung  
— bis zum 18. Jahrhundert und auf mannigfadem Material,  
Arbeiten in Stein, Erz, Schiefer, Holz, gemalte und Schreibschrift,  
um den Einfluß von Werkzeug und Stoff auf den Charakter der  
Zeichnung darzutun. Die Abtheilung der modernen Schriften enthält  
Proben von Walter Crane, Otto Hupp, Franz Schuf, dem auf diesem  
Gebiete wohlbekanntesten Verfasser selbst u. A. Eine ganze Anzahl  
von Alphabeten ist zur Ergänzung der Beispiele für das Werk eigens  
neu gezeichnet und ausgeführt worden, solche in Stein, Holz,  
Schneiderei, Nadelarbeit, Sgraffito, in getriebenem Metall, Stuch usw.;  
hienach sind direkte photographische Reproduktionen eingeleitet. Be-  
sondere Berücksichtigung ist auch der Sammlung alter Ziffern und  
Zahresablen geschenkt. Eine kurze Uebersicht der Entwicklung der  
Schrift und beschreibende Bemerkungen zu jeder Abbildung hat der  
Verfasser vorausgeschickt. Für Alle, welche mit Schriften zu thun  
haben, ist diese Sammlung alter und neuer Alphabete ein Schatz,  
den der rührige Verleger Carl W. Hiersemann in Leipzig für den  
ersttaunlich billigen Preis von 4 Mark in modernem Leinenband bietet.

— **Smith, Arthur H., Chinesische Charakterzüge.**  
Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Mit 28 Titelkupfer-  
platten von Fritz Terich und 18 Holzbildern nach Orig.-Photographien.  
Würzburg. A. Stuber's Verlag (G. Rabitsch). 5,40 Mk. Elegant  
geb. 7,50 Mk. Mit der Erwerbung von Krautichau hat das  
Deutsche Reich dem Reich der Mitte gegenüber einen aus-  
geprägteren Standpunkt eingenommen. Deutscher Einfluß macht sich  
in Massen mehr und mehr geltend, und der deutsche Handel ist in  
schnellem Wachstum begriffen. Je enger wir aber mit den Chinesern  
in Beziehungen treten wollen, je mehr drängt sich das Bedürfnis  
auf, chinesische Anschauungen und Bedürfnisse kennen zu lernen.  
Nicht selten haben Zeitungsnachrichten die Merkwürdigkeit chinesischer  
Charaktereigenschaften im hellsten Lichte erscheinen lassen, und des-  
halb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auf dem deutschen Bücher-  
markt ein Werk erschienen, welches geeignet ist, uns in eingehender  
Weise mit dem chinesischen Volkscharakter bekannt zu machen. Nach  
der Lektüre dieses interessanten und gerade gegenwärtig sehr wichtigen  
Buches verstehen wir Manches, was uns bisher nicht begreiflich war.  
Mit Recht kann man sagen, daß das Studium dieses ebenso be-  
lehrenden wie unterhaltenden Buches die Vorbedingung für das volle  
Verständniß jeder andern Litteratur über China ist. Der Verfasser  
des Werkes, Arthur H. Smith, hat während seiner 22jährigen  
Missionsthätigkeit im Innern Chinas mit der gelben Rasse im  
engsten Verkehr gestanden, sein Veruß hat ihm einen tiefen Blick in  
das seeliche Leben des Chinamannes gestattet und so ist es begründet,  
daß das Smith'sche Buch zum Besten gezählt wird, was überhaupt  
über die Chinesen geschrieben wurde. Das Werk ist jedem Gebildeten  
als belehrende und unterhaltende Lektüre höchstnützlich zu empfehlen;  
es bildet auch eine zweckmäßige und willkommene Ergänzung zu  
chinesischen Reiseverken, Länder- und Völkerkunden, so wie es sich  
weisen seiner hocheleganten Ausstattung mit künstlerischem Bilder-  
schmuck ganz vorzüglich als Geschenkwerk eignet.

— **Die Kraftstücke.** Von Johanna von Sydow und Frau  
Dr. Ennelken. Preis 40 Hfg. Verlag von Ad. Hadenburg,  
Berlin W. 9. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.) Die vor-  
liegende kleine Kraftstücke will kein Kochbuch erliegen. Sie will nur  
eine Ergänzung bilden der bisherigen Kochbücher; sie will lediglich  
den Punkt auf ihrem i sein; ihre Rezepte sollen den Weg angeben,  
nachdem uniere tägliche Kost auf einfachstem und leichtestem  
billigstem Wege zur Kraftstoff werden kann. Der Zweck ist, die prak-  
tische Stücke für das Tropon zu erschließen. Tropon ist ganz  
reines, in Pulverform gebrachtes Emets ohne jeden Gaeungsmad,  
die dentbar ergiebigste Nahrung in konzentriertester Form, dabei un-  
die Hälfte billiger als Fleisch und daher geeignet, durch geeignete  
Zusammensetzung zu jeder Speise dieser einen eminenten Nährwerth  
und eine ungeadente kraftschenkende Wirkung zu verleihen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. — Druck und Verlag von Otto Zeltels, (Halle a. S.) Leipzigerstr. 87.